



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Der Roman**

**Keiter, Heinrich  
Kellen, Tony**

**Essen, Ruhr, 1912**

6. Briefe.

**urn:nbn:de:hbz:466:1-33498**

ich leben, wenn ich nicht weiß, wie ich leben soll? Solche Leute, wie ich, können der Menschheit kein Glück bringen“, so kann jemand diese wenigen Zeilen wohl behalten, und es war deshalb nicht nötig, Rjasanzew sagen zu lassen, er habe den Brief in sein Taschenbuch abgeschrieben.

In G. Kellers „Grünem Heinrich“ beruht die Jugendgeschichte auf handschriftlichen Aufzeichnungen des Helden. In der ersten Fassung sind dies von den 1694 Textseiten 935. Das „eingebundene Manuskript“ soll ein „mäßiges Büchlein“ gewesen sein, wie auf Seite 90 versichert wird. Das kann mit den 935 Seiten nicht gut in Einklang gebracht werden, und wenn auch in der zweiten Fassung die Jugendgeschichte stark verkürzt ist und das „Schreibebuch“, das sie enthält, nur noch 490 Druckseiten des Textes umfaßt, so muß dies als Manuskriptband doch noch einen anständigen Umfang gehabt haben.

Auch manche andere Dichter lassen ihren Held oder ihre Heldin selbst ihre Erlebnisse mündlich oder schriftlich erzählen. So gibt Heinrich Sohnrey vor, Grete Lenz (in seinem gleichnamigen Werk), die er zufällig kennen lernte und für die er sich interessierte, habe ihm ihre Vergangenheit schriftlich geschildert. Aber wenn eine solche Niederschrift mehr als 400 Druckseiten einnimmt, so überkommt den Leser denn doch ein Zweifel an der Richtigkeit dieser Angabe. Da wäre es doch wohl besser zu sagen: „Grete Lenz hat mir ihre Vergangenheit erzählt; sie hat manches davon zu Papier gebracht und bei späteren Gelegenheiten hat sie mir noch vieles ausführlicher geschildert. Aus all diesen Mitteilungen ist dann das vorliegende Werk entstanden.“ Das würde jedenfalls viel glaubhafter klingen und auch den Anteil erkennen lassen, den der Verfasser doch sicher an der Ausarbeitung gehabt hat, selbst wenn ihm noch soviel schriftliches Material zur Verfügung gestellt wurde.

Die Manuskriptfiktion findet sich schon im „Don Quixote“ und später bei Wieland („Hexameron von Rosenhain“), Jean Paul („Hesperus“), Clemens Brentano („Godwi“) usw.

## 6. Briefe.

In der Stormschen Novelle „Kenate“ ist die Geschichte des Pastors Josias in seinen eigenen Memoiren bis zu einem

gewissen Punkte erzählt. Über das Ende sind wir noch im Unklaren. Am Schlusse aber wird das Dunkel über den weiteren Verlauf der Lebensschicksale des Helden durch einen längeren Brief gelichtet, der sich in den Nachlasspapieren eines längst Verstorbenen befindet und vom Dichter zufällig aufgefunden wird.

Briefe im Roman sind besonders deswegen beliebt, weil sich hier, ähnlich wie in Einlagen aus einem Tagebuch, Gelegenheit zu Betrachtungen mancherlei Art bietet. Auch kann durch Briefe der Charakter der betreffenden Person mit psychologischen Feinheiten dargelegt werden, die in einer anderen Form nicht gut möglich sind.

Der von Richardson geschaffene Briefroman wurde bei den Romantikern von Tieck in seinem „William Lovell“, von Arnim in „Hollins Liebesleben“ und von Brentano im ersten Teil seines „Godwi“ nachgeahmt.

Briefe von 100 Seiten Briefpapier schreibt man heutzutage wohl kaum noch, und doch läßt Wilhelm Jensen den Helden des Romans „Die Namenlosen“ einen solchen schreiben, weil er ihn eben als sein Sprachrohr benutzen will.<sup>8)</sup>

E. F. Meyer wandte die Briefform nur sehr spärlich an, Gottfried Keller dagegen häufiger, Heyse in den Novellen „Die beiden Schwestern“ und „Unheilbar.“

Ganze Romane und Novellen in Briefen waren früher nicht selten. Kleine Geschichten lassen sich in dieser Form zuweilen recht gut erzählen, aber bei größeren Romanen kann die Briefform wohl kaum Anwendung finden, ohne den Eindruck des Natürlichen empfindlich zu beeinträchtigen. Oder welchen Eindruck macht es, wenn Richardson, der diese Form zuerst einführte, die Schicksale Clarissas in 537 keineswegs kurzen Briefen erzählt!

Dem Leser unserer Zeit ist es in der Tat unverständlich, wie der Dichter eine so unpraktische Erzählform in so ausgedehnter Weise anwenden konnte. Die Geschichte Clarissas umfaßt einen Zeitraum von 293 Tagen. In dieser Zeit

<sup>8)</sup> Th. v. Sosnosky: Technische Fehlgriffe in Romanen. Gegenwart. 1907. Nr. 18. S. 280.

schreibt Lovelace 153 Briefe von zusammen 1627 Seiten; Clarissa 144 Briefe von 1467 Seiten Inhalt. Das macht, wenn wir annehmen, daß jeder ein um den anderen Tag einen Brief geschrieben, für jede Person auf den Tag ein Pensum von etwa 20 Druckseiten! Dazu gehört nicht allein Schreibseligkeit, Zeit, Geduld, sondern auch ein ruhiges Gemüt. Ein Brief umfaßt 72 Seiten, ein anderer 42. Außerdem finden wir acht Briefe von 30—40, 33 von 20—30, 128 von 10—20 Seiten. Die Ungeheuerlichkeit liegt am Tage.

Ein kleineres, eng abgegrenztes Ereignis läßt sich recht gut in Briefen erzählen, aber ein umfangreicher Roman erfordert eine andere Form. Man muß auch berücksichtigen, daß das Brieffschreiben heutzutage nicht mehr so in der Mode ist, wie im 17. und 18., ja noch im Anfang des 19. Jahrhunderts. Freilich hat die Briefform einige unleugbare Vorzüge. Der Dichter kann durch Briefe die Tiefen der Seele weit mehr offen decken, viel feiner motivieren, als durch jedes andere Mittel. Die Briefform, die von Jean-Jacques Rousseau in der „Nouvelle Héloïse“ angewendet wurde, war als die absolut subjektive die einzig mögliche Darstellungsform für „Werthers Leiden“, den Roman, in dem die reine und absolute Subjektivität waltet. Schwerlich hätte Goethe in diesem Werk ein so meisterhaftes Seelengemälde schaffen können, wenn er nicht die Briefform gewählt hätte. Andererseits aber begibt sich der Dichter durch Anwendung dieser Form „der wirksamen Motive, daß wir sehen und erfahren, wie der Held in den Augen anderer erscheint; auch die gegebene Welt sehen wir nicht in verschiedenen Betrachtungsweisen, sondern immer nur, wie sie dem Schreibenden erscheint“.<sup>9)</sup>

So dürfte Erich Schmidt<sup>10)</sup> beizustimmen sein, wenn er sagt: „Die Briefform taugt nicht für jeden Roman, sondern nur für bestimmte Charaktere und Situationen. Wo es darauf ankommt, uns die Tiefen inneren Lebens bloßzulegen und feines psychologisches Detail zu geben, ist sie sehr am Platze. Sie eignet nicht Romanen, welche das unruhige Handeln einer bewegten Zeit, kühne Taten, ein an drama-

<sup>9)</sup> Auerbach, a. a. O., S. 18.

<sup>10)</sup> Richardson, Rousseau und Goethe. Jena, Ed. Frommann, 1875. S. 78.

tischen Wechselfällen reiches Leben vorführen sollen“. Ein in der Welt herumgeworfener Mensch besitzt schwerlich soviel Geduld, die Lage so ausführlich darzustellen, wie die Gesetze der epischen Dichtkunst es erfordern. Oder ist wohl jemand imstande, kurz nach einem erlebten erschütternden Ereignisse es mit all der Kunst auszumalen, die der Roman erfordert?

Den Gefahren und Mängeln der Briefftechnik, die Blankenburg<sup>11)</sup> mehrfach hervorhebt und tadelt und die von den Verfassern von Briefromanen mit fortlaufenden Briefreihen kaum ganz vermieden werden konnten, ist Goethe im „Werther“ zuerst ausgewichen, indem er in die Briefe erzählende Stücke einschob. In diesen konnte mitgeteilt werden, was für das Verständnis des Lesers notwendig war, in den Briefen des Romans selbst aber unnatürlich erscheinen mußte.<sup>12)</sup>

Heinse bringt in „Laidion“ noch einen reinen Briefroman in der Form Richardson, Rousseaus und ihrer vielen Nachahmer. Der „Ardinghello“ dagegen bedeutet einen Fortschritt; Heinse ist mit ihm den Winken Blankenburgs und dem Beispiel des „Werther“ gefolgt; er verbindet Briefe mit eingeschobenen erzählenden Partien.<sup>13)</sup>

Eine Einflechtung der Briefform in die einfach berichtende kann zuweilen von guter Wirkung sein. E. von Dinklage hat in den „Tollen Geschichten“ einen schönen Beweis davon geliefert.

Wenn aber die Briefform nun einmal angewandt werden soll, so muß man verlangen, daß kein Brief überflüssig sei, daß in keinem Briefe Unnötiges gemeldet werde und daß der Ton stets dem Charakter des Brieffschreibers angemessen sei.

## 7. Die Rahmenerzählung.

Unter *Rahmenerzählung*<sup>14)</sup> versteht man mehrere oder sogar viele Erzählungen, die durch einen Rahmen,

<sup>11)</sup> Versuch über den Roman. S. 285, 297—301, 520, 521.

<sup>12)</sup> Riemann, a. a. O., S. 106.

<sup>13)</sup> Dr. Edmund Rieß, a. a. O., S. 30.

<sup>14)</sup> Moritz Goldstein: Die Technik der zyklischen Rahmenerzählungen Deutschlands. Von Goethe bis Hoffmann. Dissertation. Berlin 1906. — Hans Bracher: Rahmenerzählung und Verwandtes bei